

BAUNETZWOCHE #263

Das Querformat für Architekten, 23. März 2012

Dienstag

Abgesagt! Erst im Februar hatte die Deutsche Bank verkündet, dass die Berliner Guggenheim-Dependance Unter den Linden geschlossen wird. Dann sollte das Stadtforschungsprojekt *Guggenheim Lab* vom ursprünglich geplanten Standort im Prenzlauer Berg nach Kreuzberg ziehen – und seit Dienstag soll der von den japanischen Atelier BowWow gestaltete Pavillon gar nicht kommen. Grund für die überraschende Absage der Initiatoren *Solomon R. Guggenheim-Foundation* und *BMW Group* sind Proteste und Gewaltandrohungen der Kreuzberger Initiative „Mediaspree versenken“ – diese will keine amerikanischen Ph.D-Studenten, die ihren Kiez analysieren. „Tschüss BMW-Gentrifizierungs-Lab“ heißt es auf ihrem [Blog](#). Klaus Wowereit hingegen würde für den um die Welt reisenden „Think Tank“-Pavillon am liebsten kilometerlange rote Teppiche auslegen. Wer weiß, vielleicht findet das Guggenheim-Lab schnell einen neuen Ort in Berlin. Man muss sich ja nicht gleich den am heißesten diskutierten Platz in Kreuzberg suchen. Brachflächen gibt es – auch in bisher noch nicht gentrifizierten Stadtteilen der Hauptstadt – ja zu genüge.

Donnerstag

Damien Hirst ist nicht nur einer der am teuersten gehandelten Gegenwartskünstlern auf dem internationalen Kunstmarkt, er ist auch einer der gefürchtesten. Weil das Magazin *Monopol* Artikel verschiedener Autoren über ihn vorab nicht vorlegen wollte, hat Hirsts *Studio Science Ltd.* die Bildrechte nicht freigegeben. Deshalb bleiben die Kunstwerke des britischen Kunststars, die in der aktuellen Ausgabe gezeigt werden sollten, jetzt unsichtbar. Die Titelgeschichte ist ohne Bilder erschienen – anstelle der geplanten Abbildungen zieren nun weiße Flächen die Texte: Ein eigenes Kunstwerk des Protests journalistischer Freiheit. Vor so einer elegant-charmanten Aktion ziehen wir den Hut!

Special:
**LEARNING
FROM TOKYO**



[BAUNETZWOCHE-Newsletter bestellen!](#)

LEARNING FROM TOKYO

Was für ein Event! Riken Yamamoto und Sou Fujimoto, aber auch jüngere, hierzulande noch weniger bekannte Architekten wie Go Hasegawa und Ryuji Fujimura aus Tokio sind zu Besuch in Zürich, weil die Schweizer Stadt von der japanischen Metropole lernen will. „Learning from Tokyo“ lautet der Titel des zweitägigen Symposiums, zu dem das Architekturforum Zürich Anfang März eingeladen hatte. Dahinter versteckt sich die Frage nach neuen innerstädtischen Wohnbauten, Verdichtung des urbanen Wohnens und der Stadtentwicklung in den kommenden Jahrzehnten – ein Dialog zwischen japanischen Architekten und Schweizer Baumeistern auf der Suche nach klugen Wohnformen für heute und morgen.



„ONE OF THE MARVELOUS THINGS
ABOUT TOKYO IS THAT PEOPLE DO
FEEL AT HOME IN THE STREETS.“

Paul Waley, „Learning from Tokyo“
(Architectural Digest, 1994)

Unterschiedlicher könnten sie gar nicht sein. Die eine riesig, chaotisch und ohne Zentrum, die andere dagegen mehr als übersichtlich: Gerade einmal 1,2 Millionen Menschen leben in der Metropolregion Zürich, gerade mal 390.000 davon wohnen im eigentlichen Stadtgebiet. Die Greater Tokyo Area der Städte Chiba, Kanagawa, Saitama und Tokio markiert mit 36 Millionen Einwohnern hingegen eine der am dichtest besiedelten Regionen der Welt. Auch in ihrem historischen, geographischen und gesellschaftlichen Kontext lassen sich die beiden Städte auf den ersten Blick schwer vergleichen. Aber es gibt Gemeinsamkeiten: Sowohl Tokio als auch Zürich zählen zu den teuersten Städten der Welt – erst in diesem Jahr hat sich die Schweizer Metropolregion vor Tokio auf Platz Eins gedrängt. Sauberkeit, Präzision und eine fast asketische Konzentration auf das Wesentliche prägen die Mentalität ihrer Bewohner – so jedenfalls das Klischee. Japaner und Schweizer verbindet außerdem auch eine gewisse, wenn auch völlig unbegründete Schüchternheit. Und weil Tokio in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder große Krisen vorbildlich gemeistert hat, können sich auch andere Städte von der japanischen Großstadtkultur eine Scheibe abschneiden.

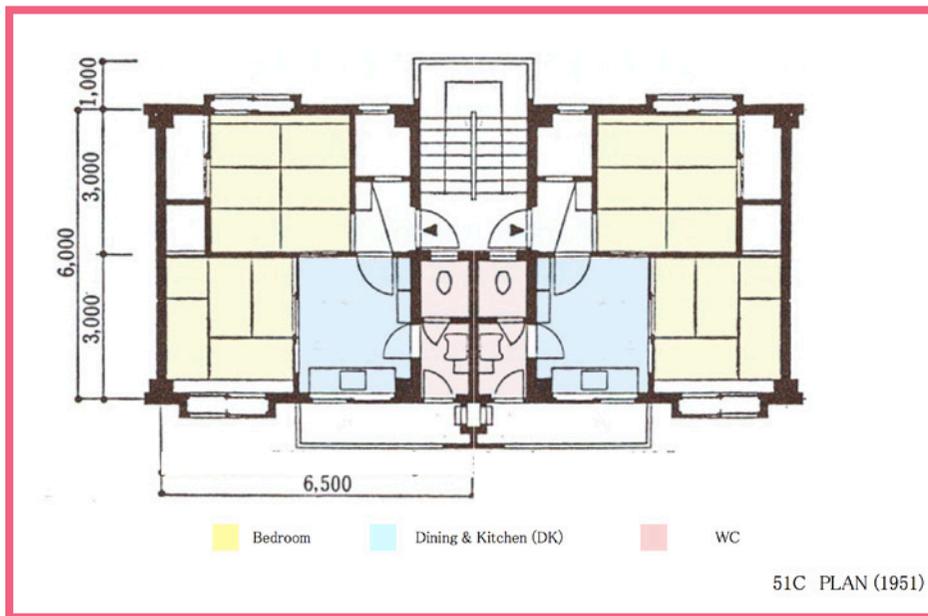
TOKIO SEHEN UND LERNEN

Dass japanische Baumeister mit ihrer Architektur die westliche Welt beeinflussen, ist nicht neu. Schon Bruno Taut entdeckte 1933 während seiner Japanreise in den traditionellen Wohnhäusern Prinzipien der modernen europäischen Baukunst: Einfachheit, Sachlichkeit und eine „völlige Reinheit der Konstruktion“. In den sechziger Jahren faszinierten die japanischen Metabolisten mit ihren geschriebenen, gezeichneten und gebauten Theorien Architekten wie Yona Friedman und Archigram. Auch heute steht das Land der aufgehenden Sonne im Fokus vieler Architekten, Designer und Künstler – Japan bewegt.

Tokio hat keine Altstadt oder Stadtmitte im Sinne einer europäischen Stadt, das urbane Leben konzentriert sich an städtebaulichen Knotenpunkten wie Bahnhöfen. In der Metropole lässt sich auf den ersten Blick keine gezielte Planung erkennen, und dennoch gibt es Ordnungssysteme, die sich entwickelt haben. Besonders die lebendigen, aber engen kleinen Quartiersstraßen, die *roji*, sorgen in den Wohnvierteln für Qualität. Und durch die oft kleinteilige Baustruktur wird das dicht besiedelte Gebiet zu einer lebenswerten und funktionierenden Metropole. Das liegt unter anderem daran, dass die Japaner generell ein

LEARNING
FROM
TOKYO

oben: Logo „Learning from Tokyo“, entworfen von dem Schweizer [büro destruct](#) (Bern)
vorige Seite: Tokyo 2011 (Foto: Iwan Baan)



Plan 51C (1951)



Wohndlandschaft: Das „Super high-density model in a metropolis“ von Riken Yamamoto & Field Shop

anderes Verhältnis zum Raum haben als Europäer: Sie brauchen deutlich weniger Platz und nutzen ihn anders. Ein Japaner lebt im Durchschnitt auf 23 Quadratmetern – ohne Wohneigentum. Die Qualitäten der japanischen Wohnkultur findet man eben nicht in ihrer Größe.

RIKEN YAMAMOTO – COMMON SPACE

Riken Yamamoto zählt zu den führenden Architekten Japans – seit fast 40 Jahren praktiziert er unter dem Büronamen Riken Yamamoto & Field Shop

im Großraum Tokio, aber auch international. „Wir stehen unter einem starken Einfluss von Europa“, beginnt der 67-jährige, der übrigens gar nicht aus Tokio stammt, sondern in Peking geboren wurde, seinen Vortrag. Ein Referenzprojekt seiner Arbeiten ist u.a. das städtebauliche Planungsmodell der Hochhausstadt von Ludwig Hilberseimer aus dem Jahr 1924. Um lange Wege zu vermeiden, sind hier eine „Geschäftsstadt“ und eine „Wohnstadt“ für drei Millionen Einwohner vertikal übereinander gestapelt.

Den Ansatz dieser radikalen Idee verfolgt der Japaner in seinen Projekten weiter. „Das One House – One Family-System funktioniert nicht mehr“, sagt Yamamoto, „es ist kollabiert!“. Seiner Ansicht nach basiert die Architektur immer noch auf gesellschaftlichen Anordnungen, die längst überholt sind: Wohnten in den sechziger Jahren noch vier und mehr Personen in einem Haushalt, sind es heute im Durchschnitt nur noch ein bis zwei. Die Stadt Tokio schrumpft und entdichtet sich gleichzeitig – keine wünschenswerte Entwicklung.

In dem statischen System der Einfamilienhaussiedlungen herrsche außerdem eine isolierte Privatheit. „Es gibt kaum Bezüge zwischen den Nachbarn“, führt der japanische Architekt an. Was fehlt sind vor allem die Räume für Nachbarschaften. „Common space“ nennt Yamamoto diese notwendige Ergänzung japanischer Wohnstandards, die auch heute oft immer noch auf dem „51C-Plan“ aus den fünfziger Jahren basieren. Nicht zu vergessen: Die Schwindel erregenden Wohnungspreise. Über 2.200 Euro muss eine Familie im Großraum Tokio für ein 75 Quadratmeter großes Apartment bezahlen. Ein

sogenanntes „One-Room-Maison“, 23 Quadratmeter mit Küche und Bad, kostet mehr als 600 Euro und bietet ein Minimum an Atmosphäre. Lifestyle und Lebensqualität spielen in solchen Wohndimensionen eine Nebenrolle.

Riken Yamamoto hat einen Wohnblock für 500 Personen entworfen; „Local Community Area-System“ nennt er sein Konzept. Durch die Kombination sehr kleiner bescheidener Räume mit unterschiedlichen Nutzungen – ein Ladengeschäft oder eine Bibliothek können beispielsweise an ein Schlafzimmer anschließen – entsteht eine dichte Wohntypologie. Lebensqualität wird durch großzügige offene Gemeinschaftsräume generiert, die die Struktur auflockern und einen Austausch schaffen sollen. Je sechs bis sieben Einheiten teilen sich diese Bereiche innerhalb und außerhalb des Gebäudes, also auch Balkone, Terrassen und Gärten – „Good living is meeting people.“

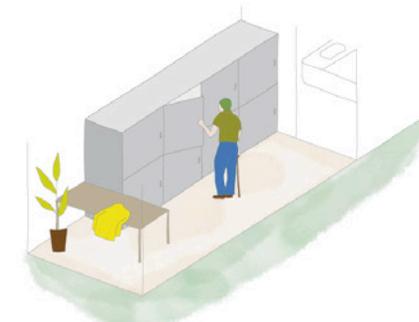
Das System hat einen weiteren entscheidenden Vorteil – es ist unglaublich günstig: Für 15 Quadratmeter zahlt man in einem „Local Community Area-System“ nur 344 Euro; 75 Quadratmeter kosten knapp 1.100 Euro. Das ist weitaus billiger, als im Internet-Café zu leben (hier zahlt man im Schnitt für zwei Quadratmeter 600



Office with library



Delivery service



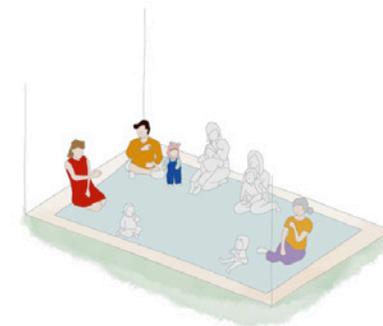
Rental lockers shop



Chemical-free vegetable garden

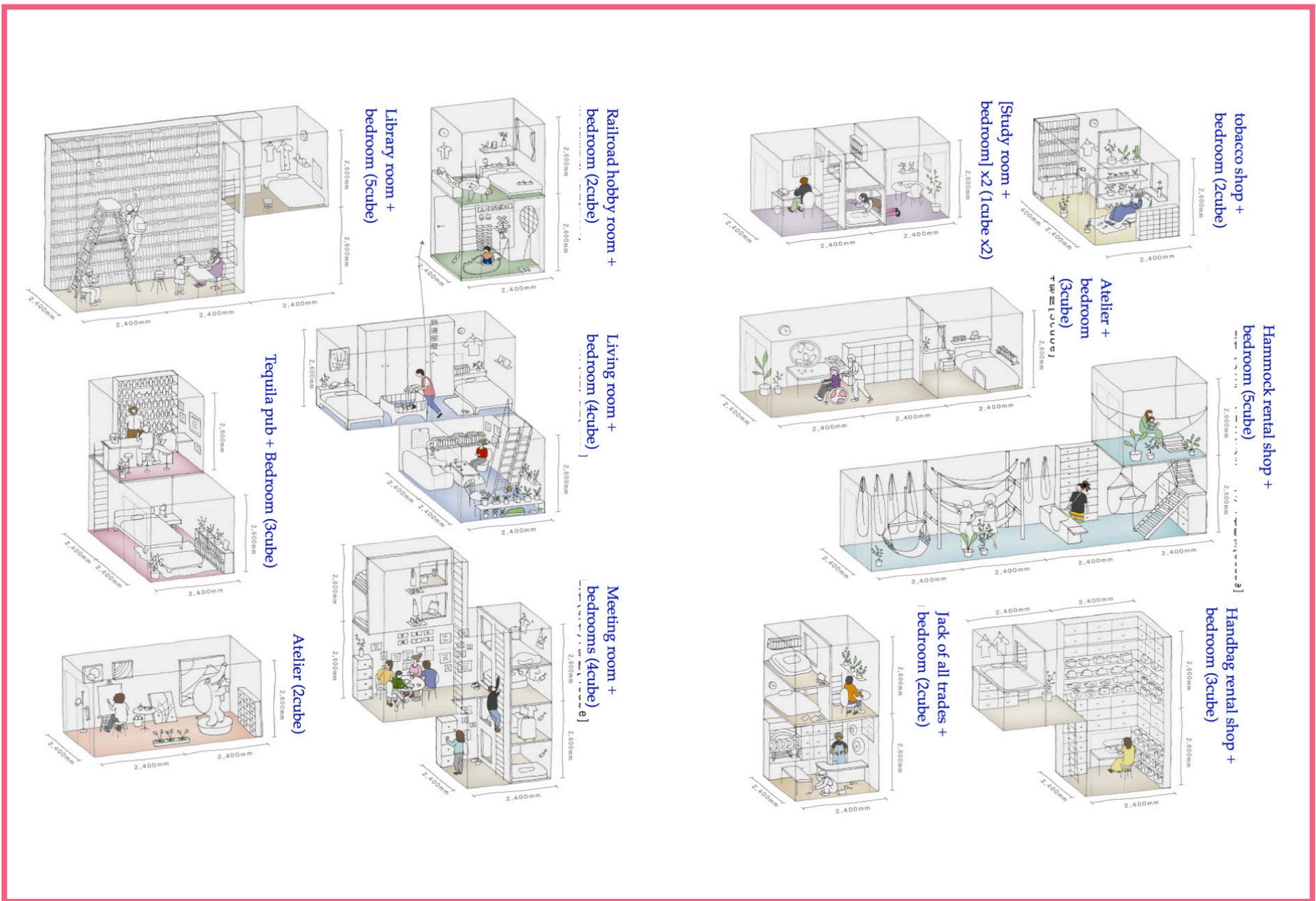


Dormitory style hotel



Class for nurturers

Experimentelle Wohnmodelle für das „Local Community System“ von Riken Yamamoto & Field Shop



Experimentelle Wohnmodelle für das „Local Community System“ von Riken Yamamoto & Field Shop

Euro im Monat) oder in den Doyas, das sind kleine Micro-Hotels mit Schlafzellen.

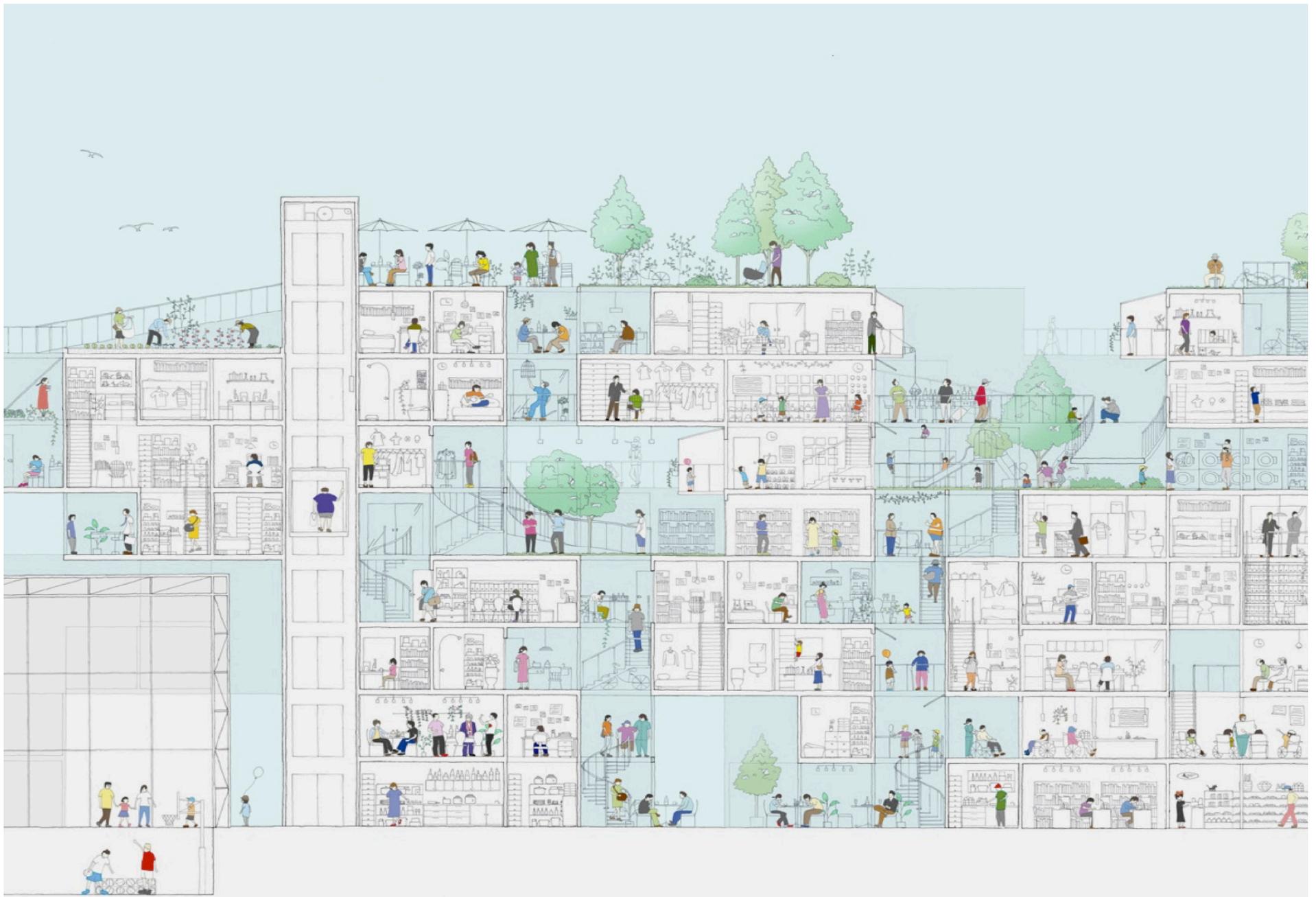
Das *Pangyo House* ist so eine „Local Community-Struktur“, die Yamamoto 2010 in der südkoreanischen Stadt Seongnam realisiert hat. Hier leben 100 Familien in zehn verschiedenen Wohnhausclustern. Die drei- bis viergeschossigen Einheiten organisieren sich vertikal auf verschiedenen genutzten Ebenen: Im Untergeschoss wird geparkt, darüber ordnen sich die Wohnkuben an, die von der nächsten Ebene, dem „common deck“ mit seinen verglasten Gemeinschaftsräumen, verbunden werden. In der obersten Etage finden sich Kinder- und Schlafzimmer, eine kleinteilige, private Struktur, die die Gemeinschaftsebene ergänzt. In Zürich plant der Japaner das Großprojekt „The Circle“ am Flughafen – mit 270.000 Quadratmetern übrigens der größte Hochbau der Schweiz.

GO HASEGAWA – BLANK SPACE

Die Baustruktur Tokios kann als Werkzeug für die Untersuchung verschiedenster Orte dienen; doch auch in Japan hinterfragt man die vorhandenen Strukturen. „Tokio hat eine unlesbare Umgebung“, beschreibt der junge Architekt Go Hasegawa seine Wahlheimat.



Gemeinschaftliches Wohnen im „Pangyo House“ von Riken Yamamoto & Field Shop (Foto: Kouichi Satake)



Wohnmaschine: Das „Super high-density model in a metropolis“ von Riken Yamamoto & Field Shop

In Tokio sind gerade mal drei Prozent des Gebäudebestands vor 1960 gebaut worden, während in Zürich 70 Prozent der Gebäude vor 1960 entstanden sind – eine komplett andere Baugeschichte. Doch hat Tokio, bedingt durch das Kanto-Erdbeben von 1923 und die verlustreichen Bombenangriffe des Zweiten Weltkriegs nicht nur weniger alte Bauten. Die japanische Metropole ist im Vergleich zu Zürich eine ganz andere Wohnstadt: Über 2,3 Millionen Einfamilienhäuser stehen im Großraum Tokio. Wie kann man diese Strukturen verdichten, ohne viel von der Wohnqualität zu verlieren?

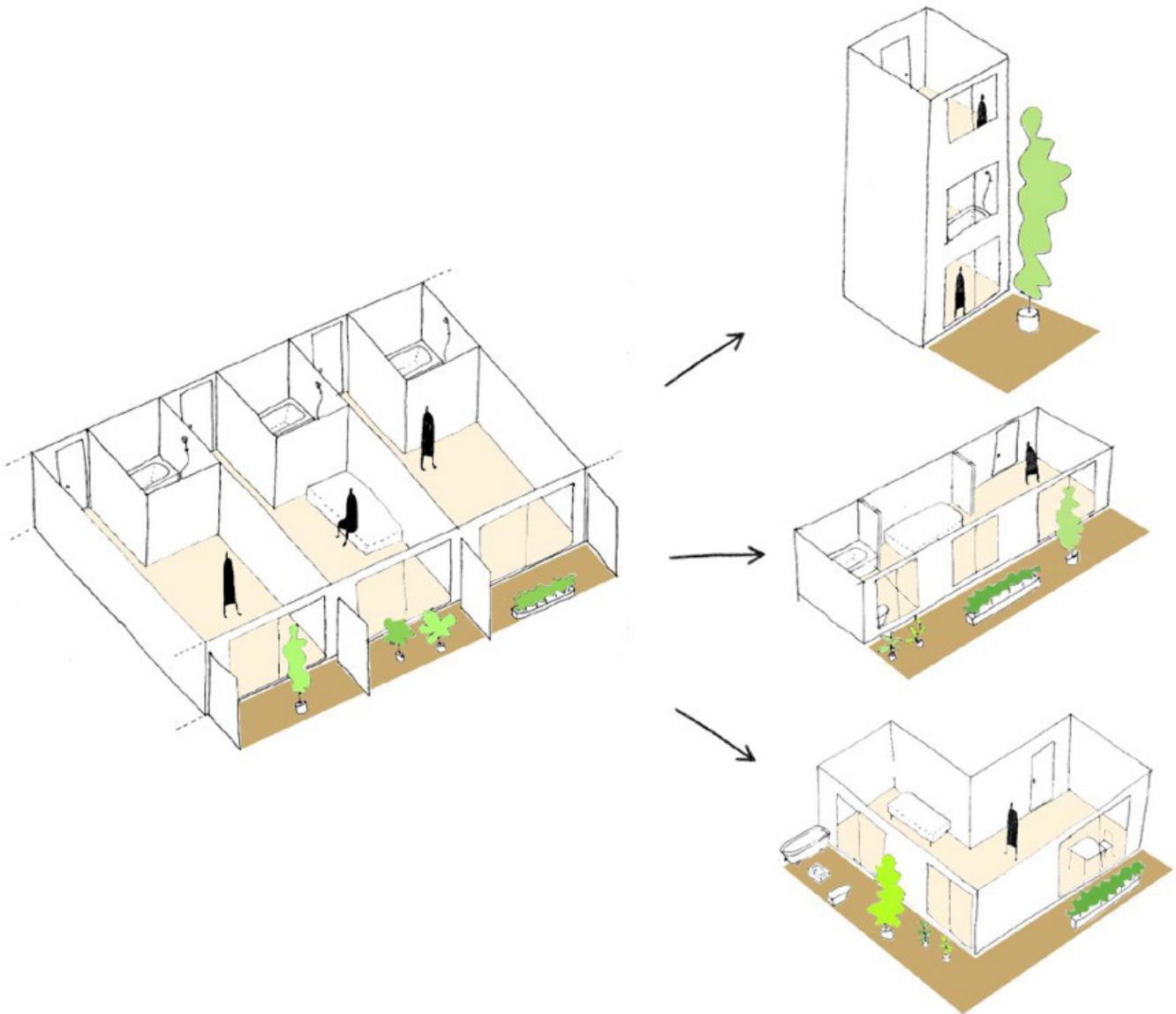
„Tokio fordert unterschiedliche Lebensstile für unterschiedlichste Menschen, die auf engstem Raum zusammenwohnen“, erzählt Hasegawa. Ihn interessiert besonders ein Aspekt an den Wohnbauten in Tokio: die Balkone. Sie bilden eine wichtige Schnittstelle zwischen den Nachbarn innerhalb eines Viertels und werden in Japan jedoch nur als Orte zum Wäschetrocknen, als Abstellkammern oder als Notausgänge genutzt.

Go Hasegawa will diesem halb-privaten Raum mehr Wohnkomfort verleihen. Sein Apartmentgebäude in Nerima (2009) spielt mit verschiedensten Balkonvarianten: L-förmig, lang gestreckt oder über mehrere Geschosse hoch puzzeln sich die Terrassen und



Apartmentgebäude in Nerima von Go Hasegawa (Fotos: Iwan Baan)





Mein Balkon ist mein Castle: Variationen für das Apartmentgebäude in Nerima (Zeichnung: Go Hasegawa/ Fotos: Iwan Baan)

Loggien in dem Gebäude an je eine Wohneinheit – wie gestapelte Einfamilienhäuser mitten in der Stadt. „Blank Spaces“ nennt der Architekt diese Bereiche in einem Mehrfamilienhaus. Es gibt sie auch in Form eines Innenhofes, der den Wohnbereich in zwei Hälften unterteilt. Die Loggien sind bewohnbarer Teil des Apartments, nicht mehr nur Ergänzung oder Infrastruktur. Hier wird gegessen, gelesen, gebadet. Anders als bei einem Balkon ist dabei die Einsicht von außen stark eingeschränkt. Die Fassade des Wohnhauses besteht aus verglasten und offenen Fenstern, hinter denen sich die Bewohner unbeobachtet in ihrem Außenraum aufhalten können – wie in einem Garten mit Zaun.

SOU FUJIMOTO – DIE STADT ALS HAUS/ THE IN-BETWEEN-SPACE

Die Zukunft des Wohnens muss einfach sein. Sou Fujimoto ist für diese konsequente Forderung bekannt, „Primitive Future“ betitelte er seine letzte Publikation. Schon sein erstes Architekturprojekt kurz nach Abschluss seines Studiums war ein Konzept für ein eigenes Wohnhaus. Inspiriert von Tokio – der 41-jährige Architekt stammt aus Hokkaido – hat er zunächst seinen Alltag in der Metropole kartiert. In seinem anschließenden Entwurf versucht er die Grenzen des Wohnungs-

baus aufzulösen. Das Haus ist kein Haus mehr, sondern verteilt sich in Form kleiner Zimmer innerhalb eines Stadtviertels: Ein Schlafzimmer in der einen Straße, ein paar Ecken weiter eine private Mini-Bibliothek und woanders ein Stauraum. Verbunden werden diese Orte durch einen kurzen Spaziergang im Viertel – Café, Bar, Supermarkt und Park werden als Teil der Wohnung miteinbezogen. Ähnlich wie Riken Yamamoto betrachtet Fujimoto das Wohnhaus also nicht als isolierten Baukörper, sondern verwebt es mit der Stadt. Man wohnt in einer urbanen Wolke – bereits über 15 Jahre alt ist diese Idee.

Die realisierten Wohnhäuser von Fujimoto basieren ebenfalls auf radikalen Gebäudekonzepten. Das *House NA* wurde im Auftrag eines Pärchens auf einer sechs mal neun Meter großen Baulücke in einem dicht besiedelten Wohnviertel Tokios errichtet. Um das Einfamilienwohnhaus so gut wie möglich zu belichten, hat der Architekt eine offene Struktur aus transparenten Kuben geplant. „Das Haus ist auf der einen Seite wie ein großer Raum, der sich aber wiederum aus vielen kleinen Räumen zusammensetzt“, beschreibt Fujimoto. Wie kleine Bühnen schweben die 2,5 mal 3 Meter großen Ebenen der gestapelten Kästen mit den weißen Stahlrahmen übereinander. Die gesamte Fassade ist transparent.



Mitten in einem dicht besiedelten Wohnviertel steht das „House NA“ von Sou Fujimoto (Foto: Iwan Baan)



Das „House NA“ in Tokio von Sou Fujimoto (Foto: Iwan Baan)



Wohnen in der Cloud – das „House NA“ von Sou Fujimoto (Alle Fotos: Iwan Baan)

Will man sich vor neugierigen Blicken von der Straße schützen, so zieht man raumhohe Vorhänge zu. „Die Bauherrn wollten wie Nomaden in ihrem Haus leben – sie hatten für keines der einzelnen Zimmer einen konkreten Plan“, erzählt der Architekt. So erklärt sich, warum der Fußboden dieser verschachtelten Konstruktion mal als Stuhl oder mal als Tisch genutzt wird. „Das Haus wirkt radikal, für die Ei-

gentümer ist es Alltag.“ Das Leben in der Cloud ist eben eine Frage der Einstellung.

Es hat etwas Erfrischendes und zugleich Berührendes, wenn Sou Fujimoto über seine Arbeit spricht. Seine Bauten sind bis ins letzte Detail geplant und speziell inszeniert. Die meisten der Personen auf den Fotos sind übrigens seine Mitarbeiter, wie er mit

einem kurzen Lächeln gesteht. Dass dahinter ein hartes Business steckt, zeigt ein kurzer Blick in die Büros: Fensterlose Räume, Arbeitsmodelle, die sich bis zur Decke stapeln – eine Architekturfabrik par excellence. Schneeweiß ist der kompakte Wohnhauskomplex von Fujimoto, der 2010 in der japanischen Hauptstadt gebaut wurde. Ähnlich wie bei dem Vitra-Haus von Herzog & de Meuron sta-

peln sich hier scheinbar willkürlich Satteldachhäuser übereinander. „Tokyo is a artificial forest“, so der japanische Architekt. Und genau diese Situation wollte er mit seiner Wohnskulptur *Tokyo Apartment* nachbauen: Die Stadt wird zum Haus, das Haus zur Stadt. Vier unabhängige Wohneinheiten bilden einen Häuserberg – die Dächer werden zur Landschaft, die Resträume sind kalkulierter Charme. Die Holz-



„Tokyo is a artificial forest“ meint Architekt Sou Fujimoto. Genau diese Situation wollte er mit der Wohnskulptur „Tokyo Apartment“ nachbauen. (Fotos: Iwan Baan)

konstruktion treibt das Bild der Stadt Tokio im wahrsten Sinne des Wortes auf die Spitze. Das Ensemble ist aber immer noch nicht ganz fertig, verrät Fujimoto. Sie hätten im Büro lange über Material und Farbe der Fassaden diskutiert, konnten sich aber nicht entscheiden – deshalb ist das Haus weiß geblieben.

Ebenfalls weiß, aber viel geordneter ist das *House N* (2007/08) in der japanischen Hafenstadt Oita. Es ist eine der ersten realisierten Fujimoto-Studien, die den Bezug von Innen- und Außenraum untersucht. Das Wohnhaus besteht aus drei ineinander verschachtelten Kuben: ein Karton im Karton im Karton. Der kleinste Wohnkubus in der Gebäudemitte ist verglast, die Einschnitte der äußeren Hülle sind offen. So entsteht eine erste Pufferzone: ein halbgeschlossener Garten, der vor Wind und Wetter kaum geschützt ist – hier regnet es rein. Die zweite Zwischenzone ist bereits verglast, der Gebäudekern schließlich komplett geschützt. Die vielen verschiedenen großen Öffnungen der einzelnen Kuben überlagern sich und gewähren Durchblicke. „In-between-spaces“ nennt Sou Fujimoto dieses Konzept, bei dem die verschiedenen Schichten den Grat der Privatheit markieren, die klassische Raumaufteilung eines Hauses jedoch auflösen.



„Crazy white box“ – Das „House N“ in Oita von Sou Fujimoto (Alle Fotos: Iwan Baan)



*In-between-Spaces im „House N“ in Oita von Sou Fujimoto
(Fotos: Iwan Baan)*

Solche Projekte können aber auch in Tokio nur im Auftrag mutiger Bauherrn entstehen. „Von dem großen Kubus sei der Hausherr nämlich zunächst gar nicht überzeugt gewesen“, erzählt Fujimoto. Dieser habe überhaupt nicht verstanden, warum die dritte Hülle über die anderen beiden gebaut werden sollte. Es gab viele Diskussionen um diese „crazy white box“, erinnert sich der Architekt – am Ende konnte nur die Ehefrau ihren Mann von dem ungewöhnlichen Entwurf überzeugen.

RYUJI FUJIMURA – THE NEW TYPO-MORPHOLOGY IN JAPAN

Städte verändern sich. Während Zürich weiter wächst, steht Tokio auf der Liste der schrumpfenden Städte. 2004 hatte die Metropole ihren Peak erreicht, seitdem fällt die Bevölkerungskurve rasant. Wenn diese Entwicklung so weiterläuft, wie Experten annehmen, wird sich die Bevölkerung im Jahr 2050 halbiert und 2100 auf dem gleichen Stand wie 1900 sein, referiert Ryuji Fujimura. „Damit ändert sich auch das Verhältnis von Zentrum zur Peripherie.“

Der 34-jährige ist nicht nur Architekt, sondern auch Herausgeber eines Architektur-Magazins und Kurator – er zählt zu den jüngsten Vertretern der japanischen Architektenszene. In einer



„Building K“ von Ryuji Fujimura in Tokio (Foto: Koichi Torimura)



„Building K“ von Ryuji Fujimura in Tokio (Foto: Koichi Torimura)

kleinen Baulücke mitten in Tokio hat er 2008 sein erstes Projekt realisiert: *Building K*. Dabei handelt es sich nicht um ein minimalistisches Einfamilienhaus. Über sechs Geschosse erstreckt sich der Wohnungsbau auf einer Grundfläche von knapp 350 Quadratmetern.

Durch einen Trick – der gesamte Bau mit seinen dünnen Wänden hängt an einer innenliegenden, extrem dimensionierten Stahlkonstruktion – kann das Sockelgeschoss im EG stützenfrei sein. Darüber bilden die einzelnen Wohntürme ein 1.300 Quadratmeter großes Ensemble, das in der fünften Etage durch den so genannten Megafloor zusammengehalten wird. Auf dem darüber liegenden Dach entsteht so eine weitere nachbarschaftliche Zone, die von dem Straßentreiben losgelöst ist. Wer in einem der Mini-Apartments hier oben wohnt, wird trotz der innerstädtischen Dichte das Gefühl haben, in einem Haus zu leben – eine kluge Verdichtung in Zeiten von Schrumpfung. „It’s not a discourse of density, but a discourse of relations“, erklärt der japanische Architekt.

Ryuji Fujimura vergleicht die Etappen eines Entwurfs mit den Entwicklungsstadien eines Fisches. Es ist ein langer Weg, bis aus einem einfachen, kleinen Ei ein komplexes Wesen mit Kiemen, Schwimmblase und Schuppen ent-

steht. Den Schweizer Architekten ver-rät er seine Entwurfsmethode: „1. Never jump 2. Never split 3. Never go back“ lauten seine Prinzipien, die an eine Spielanleitung erinnern.

JAPANISCHE WEISHEITEN

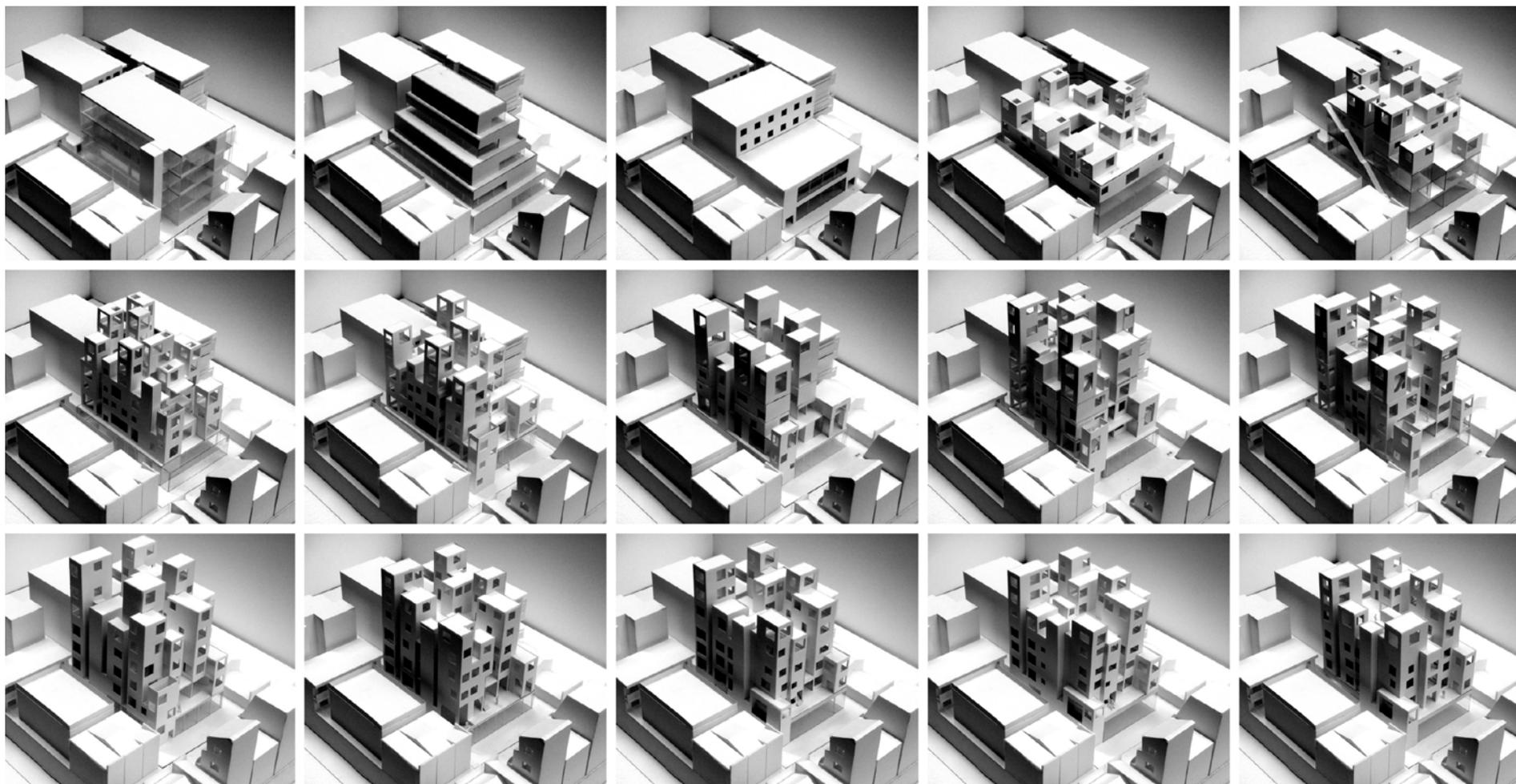
Nach so viel Input muss man erst einmal kurz durchatmen. Was kann man nun konkret von Tokio lernen? Oder anders gefragt: Was unterscheidet die japanische Metropole von europäischen Städten? Was ist anders und was funktioniert besser?

Bevor jedoch im nächsten Panel weiter diskutiert wird, lernen die Japaner von den Schweizern. Ryuji Fujimura fordert mehr Austausch und politisches Engagement der Architekten in Tokio. „Wir können nicht nur Minihäuser planen“, sagt der junge Japaner. „Ich fühle mich als Architekt zunehmend isoliert in Tokio und bin deshalb sehr froh über dieses Symposium!“

Dünne Profile, noch dünnere Wände und experimentelle Formen. Während die japanischen Architekten überwiegend Minihäuser planen und auch bauen, schränken in Deutschland und der Schweiz jedes Jahr neue Regeln, Gesetze und Standards die Architekten in ihren Entwürfen ein. Vor allem in Bezug auf Abstandsregelungen, Brandschutz und Barrierefreiheit genießen



„Building K“ von Ryuji Fujimura in Tokio (Foto: Koichi Torimura)



Entwurfsprozess für das „Building K“ (Visualisierungen: Ryuji Fujimura)

die japanischen Kollegen einen enormen Spielraum. „Das Apartmentgebäude in Achtleitern hätten wir mit den Split-Leveln heute so nicht mehr planen dürfen“, klagt der Schweizer Architekt Daniel Niggli (EM2N). „Dass muss man sich mal vorstellen! In einem privaten Wohnungsbau dürfen

in den einzelnen Apartments ab jetzt keine Treppen mehr gebaut werden – auch wenn der Bauherr sie sich wünscht. Nur, weil er in in ein paar Jahrzehnten vielleicht ein Problem hat, in seiner Wohnung von A nach B zu kommen!“

Nun wird man kaum die Bauordnungen von heute auf morgen ändern können. Ein Anfang wären vielleicht Ausnahmegenehmigungen für private Wohnhäuser, Sonderbauzonen in den Innenstädten, aber auch Wohnexperimente in der Peripherie. Common Space, Blank Space und In-between

Space – am Ende des Symposiums steht eine große alte Weisheit im Raum: Weniger ist mehr – und damit sind nicht nur die Quadratmeter gemeint. (Jeanette Kunsmann)



Learning from Tokyo: Sou Fujimoto, Mathias Heinz, Ryoko Ikeda, Go Hasegawa, Riken Yamamoto, Akihisa Hirata, Ryuji Fujimura, Sasha Cisar, Hiromi Hosoya und Markus Schaefer (Foto: Axel Vansteenkiste)

Die Ausstellung „**Learning from Tokyo**“ ist noch bis zum 24. März im **Architekturforum Zürich** zu sehen. Anstelle eines Katalogs wird die **ARCH+** dem Thema eine Ausgabe widmen. „**Learning from Tokyo**“ ist eine Non-Profit-Initiative, die 2011 von den Architekten Hiromi Hosoya und Markus Schaefer (Hosoya Schaefer Architects) gegründet wurde.
www.learningfromtokyo.ch
www.afz.ch/learning-from-tokyo

Auch Bielefeld will von Tokio lernen: „**Futurospektive Architektur**“ heißt die erste Schau über das Werk von Sou Fujimoto, die ab dem 3. Juni in der **Kunsthalle Bielefeld** zu sehen sein wird.
www.kunsthalle-bielefeld.de

Ganz anders als nebenan: Ein Wohnhaus wie ein Ufo.



Sockelputz? Fehlanzeige. Ein Kiesstreifen als Spritzschutz? Schon mal gar nicht. Wie ein gerade gelandetes Ufo steht der schwarze Sichtbetonbau da, der grüne Rasen der gepflegten Außenanlagen reicht bis direkt an die Hauswand – ungewohnt und damit auffällig. Und erst die Farbe des Gebäudes: Komplett anthrazit präsentiert sich das Wohnhaus der Familie Meyer im Ortsteil Groß-Munzel der niedersächsischen Stadt Barsinghausen. Einige Meter zurückversetzt vom Straßenrand, nicht genau in der Flucht der angrenzenden Bebauung, und auch sonst ganz anders: Nicht nur schwarz und schlicht, auch noch mit flachem Dach und ohne Schornstein steht es da, das Wohn- und Bürogebäude des Architekten Holger Meyer.

Eine Vorliebe für Stil und Ausgestaltung der für viele Experten vorbildlichen Schweizer Architektur lässt sich nicht verhehlen – das will das Ehepaar Meyer auch gar nicht: „Natürlich haben wir uns bei unserem eigenen Haus von Entwürfen und Gebäuden anregen lassen, die wir beide schön

finden. Ganz besonders beeindruckt hat uns das Werk von Peter Zumthor, der stets größten Wert auf eine gewissenhafte Auswahl und Fügung der verwendeten Baumaterialien legt.“ Die Gewissenhaftigkeit der architektonischen Umsetzung von Phantasien und Vorstellungen setzt sich im Innern des Gebäudes fort: Sichtbetondecken und -treppe, die Reduzierung von Möbeln und Accessoires auf das Wesentliche.

So individuell wie das Haus, so individuell ist auch die Haustechnik: Das Energieeffizienz-Gebäude ist natürlich mit einer Lüftungsanlage mit Wärmerückgewinnung ausgestattet, zusätzlich sorgt eine Wärmepumpe für Heizung und Warmwasserbereitung. Für alle diese Funktionen ist nur ein Gerät verantwortlich: Das Lüftungsintegralgerät LWZ 304 von STIEBEL ELTRON. „Mit der LWZ haben wir ein Produkt, das alle haustechnischen Funktionen in sich vereint – und dabei wenig Standfläche benötigt. Ideal, um in der Gestaltungsfreiheit nicht eingeengt zu werden“, ist Holger Meyer überzeugt.



www.stiebel-eltron.de

Home for all

Die Bilder der leeren Bücherregale in der Sendai-Mediatheque, der zerstörten Wohnhäuser und der Katastrophe von Fukushima wird niemand so schnell vergessen. Toyo Ito, kommissarischer Leiter des japanischen Pavillons der diesjährigen Architektubiennale in Venedig, widmet seinen Beitrag den Erdbebenopfern des 11. März 2011. Zusammen mit den japanischen Kollegen Riken Yamamoto, Hiroshi Naito, Kengo Kuma und Kazuyo Sejima hat Toyo Ito die Initiative KISYN-no-kai gegründet, die sich unter anderem mit dem Projekt Home-for-All für den Wiederaufbau in den betroffenen Gebieten engagieren. Bereits vergangenen Herbst wurde mit dem Bau erster temporärer Wohnhütten in der Provinz Miyagino-ku nahe der Stadt Sendai begonnen. „Re-building from disaster“ lautet der Titel eines sehr lesenswerten Interviews, das die Journalistin Maria Christina Didero Anfang des Jahres mit Toyo Ito geführt hat. Zu lesen auf:

www.domusweb.it

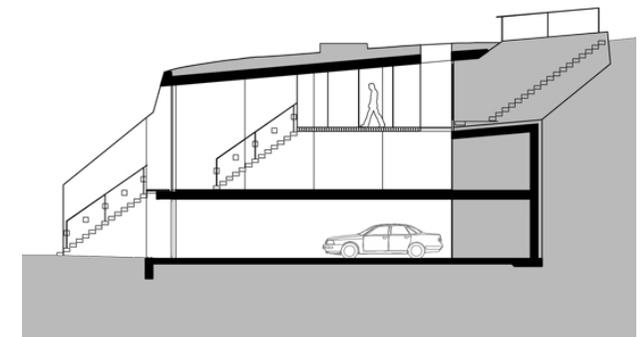


Büro unter dem Garten

Wenn einem der Platz ausgeht, baut der Mensch zuallererst in die Höhe oder Breite, nicht aber in die Tiefe, denn dort ist ja schon irgendetwas. Der österreichische Architekt Daniel Fügenschuh, dessen traumhaft gelegenes Büro- und Wohnhaus in Innsbruck allmählich zu klein für eine Zweifachnutzung wurde, machte es anders: Er sah das Erdreich nicht als verschenktes Volumen, sondern als Möglichkeit Raum zu schaffen. Also grub er sein Büro in den Garten ein.

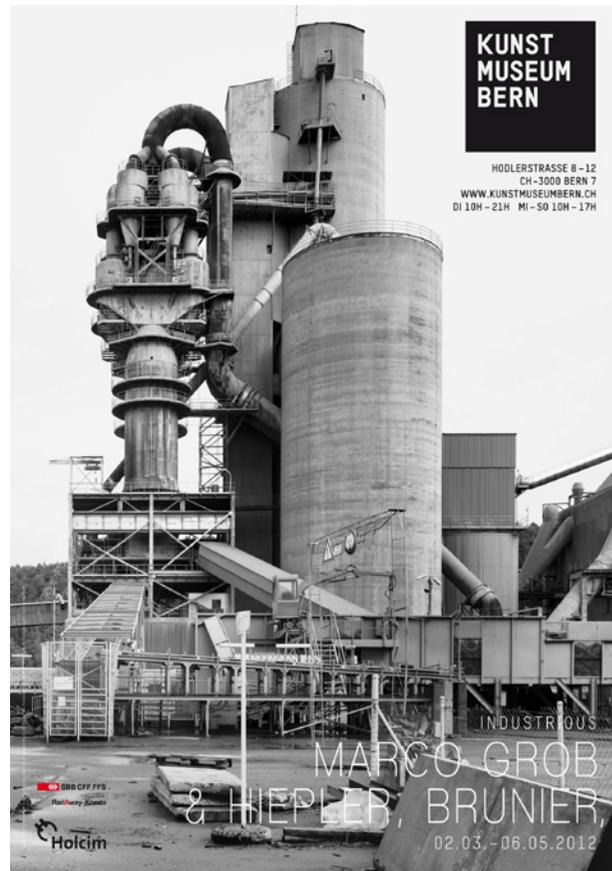
Wie gelungen diese Idee umgesetzt wurde, erfahren Sie bei:

www.designlines.de



Industrious

Wie ein einsames, riesiges Insekt scheint diese Maschine mitten in der russischen Winterlandschaft zu stehen. Und auch sonst zeigen die Fotografien leere Orte, verlassene Industrieruinen oder gigantische Zementwerke in weiten Landschaften. David Hiepler und Fritz Brunier wurden im Rahmen des 100-jährigen Firmenjubiläums des Baustoffkonzerns Holcim zu einer besonderen Fotoreise eingeladen. Das Berliner Duo sollte die Anlagen für die Herstellung von Zement, Zuschlagstoffen und Transportbeton dokumentieren. Parallel dazu hat der Schweizer Fotograf Marco Grob über ein Jahr lang Gesichter der Mitarbeiter der Firma auf der ganzen Welt portraitiert. Unter dem Titel „Industrious“ wird das Ergebnis dieses umfassenden Projekts nun im Kunstmuseum Bern ausgestellt. Zu sehen sind Menschen und Orte aus 35 Ländern. Wandfüllende Großformate zeigen architektonische Detailaufnahmen von Fabrikhallen und Maschinen und stehen im Dialog mit fragenden, erstaunten, verträumten oder lächelnden Portraits von Marco Grob. Ein beeindruckendes Wechselspiel der Fotokunst.



Die Ausstellung „**Industrious – Marco Grob & Hiepler Brunier**“ ist noch bis zum 6. Mai 2012, Di 10-21Uhr, Mi-So 10-17 Uhr im **Kunstmuseum Bern** zu sehen.

www.kunstmuseumbern.ch
www.hiepler-brunier.de

Der **Katalog zur Ausstellung** ist im Verlag **teNeues** erschienen und kostet 49,90 Euro.



Chinesische Dinge

Karierte Plastiktaschen, geblümete Thermoskanne oder elektrische Fliegenfänger – nachdem im letzten Jahr in vielen Museen und Galerien die Werke von Ai Weiwei Chinas Hauptexportschlager Nummer eins waren, zeigt das *Frankfurter Museum für Angewandte Kunst* in diesem Frühjahr die Volksrepublik aus einem ganz anderen Blickwinkel: Unter dem Titel „Chinesische Dinge“ stellt die laufende Ausstellung Gegenstände vor, die eine spezifisch chinesische Qualität haben, und analysiert sie hinsichtlich ihrer gesellschaftlich-kulturellen Bedeutung. Die Ausstellung ist Teil der Reihe „Essentially Chinese“ der *Popcorn Idea Factory* aus Peking. Die Gruppe möchte mit ihrem Projekt Geschichten erzählen, die sich hinter Alltagsgegenständen, Gebäuden und Menschen des modernen Chinas verstecken. Ob es für die Besucher in Frankfurt wohl chinesische Glückskekse gibt?

www.popcornidea.com



Die Ausstellung „Chinesische Dinge“ ist noch bis zum 27. Mai im *Museum für Angewandte Kunst Frankfurt* zu sehen.

www.angewandtekunst-frankfurt.de

Essentially Chinese – Chinesische Dinge
Von Bo Puke und Tilman Lesche (Übersetzung)

Softcover, 169 Seiten, deutsch, englisch oder chinesisch

China Books, Zürich, 2009

23,33 Euro

www.chinabooks.ch





* Von Venedig über Tallin nach Tokio: Wenn Installationen so wunderschön sind, dürfen sie auf Tour und werden in einem andren Rahmen wiederverwertet. Wer auf der letzten Architekturbiennale im Arsenale durch die Wolke von Transsolar gegangen ist, wird die „Cloudscapes“ hier in dem kleinen Kubus eventuell wieder erkennen. Anstelle der Rampe von dem japanischen Büro Tetsuo Kondo Architects wurde in dem Pavillon vor dem Museum of Contemporary Art Tokyo aber eine Treppe installiert.

www.mot-art-museum.jp